

Tragische Macht

Zu Reinold Schneiders Drama „Innocenz und Franziskus“

FRIEDRICH KEMPF SJ

Als Reinhold Schneider nach Spanien reiste, um sein Werk über Philipp II. zu beginnen, hielt er sich ausgiebig in Südfrankreich auf. Dort berührte ihn, wie er selbst erzählt, „der unverzehrte Fluch der Albigenserkriege, Recht und Unrecht der Päpste, Recht und Unrecht der Ketzer“.¹ Was wie von selbst aufgekeimt war, verdichtete sich während eines harten Winters in München 1931 zu den ersten Szenen eines Dramas um Innocenz III. „Aber wie hätte ich es schreiben können? Ich hatte keinen Boden unter mir: nichts als die Überzeugung vom Mechanismus des Tragischen, der das geschichtliche Leben zerreißt.“² Der feste Boden wurde gewonnen: der Dichter fand langsam zum Glauben seiner Kindheit zurück; aber die Notzeit des Krieges und der ersten Nachkriegsjahre ließ ihm nicht die Ruhe, die vordem konzipierten Gestalten auszuformen, sie verlangte unmittelbaren helfenden Einsatz. Schneider hat sich nicht versagt. Die Worte, die er damals fand, haben unzählige Menschen getröstet und aufgerichtet. Als das Chaos vorüber war, spürte er den früheren Zwang: „Dann mußte ich wieder erstreben, was ich von Anfang sollte: den Ausdruck des Irdisch-Unlsbaren, über dem die Ahnung letzter Möglichkeiten liegt. Das ist das Zerbrechen der Macht und die Notwendigkeit der Macht, diese furchtbare Gleichzeitigkeit. Es ist die christliche Paradoxie.“³ So kam 1952 das Drama „Innocenz und Franziskus“ zustande.⁴

Eine Formanalyse des Werkes, seine Beurteilung nach dramaturgischen und dichterischen Gesichtspunkten muß Berufeneren überlassen bleiben, wir haben es hier nur mit dem geistigen Gehalt zu tun. Schon der Titel verrät, um was es im Grunde geht: um das von Schneider immer wieder behandelte Doppelthema Macht und Gnade. Soweit man auf das äußere Geschehen achtet, steht Innocenz III. im Vordergrund. In dem weltweiten Wirken des Papstes fesseln den Dichter vor allem zwei Problemkreise: der Ketzerkrieg in Südfrankreich und der deutsche Thronstreit. Daher wechseln die Szenen ständig zwischen Rom, verschiedenen Orten Italiens, Deutschlands und Südfrankreichs. Ohne auf ihre Folge im einzelnen Rücksicht zu nehmen, seien zunächst die Handlung und ihre Träger in großen Linien umrissen.

¹ R. Schneider, Verhüllter Tag, Köln-Olten 1946⁴, Hegner, S. 40.

² Ebd. S. 86.

³ Ebd. S. 217.

⁴ Wiesbaden: Insel Verlag. Die Zahlen im Text beziehen sich auf diese Ausgabe.

Von der Sorge um den christlichen Glauben bedrängt, entsendet Innocenz Peter von Castelnau als Legaten nach Südfrankreich, damit er dort mit der Gewalt des Wortes dem Ketzerfrevler ein Ende bereite. Peter, unterstützt durch Arnald von Cîteaux, erreicht zwar die Unterwerfung des Grafen Raymond von Toulouse, aber nicht die innere Umkehr des Volkes und entschließt sich daher zum Opfer seines Lebens. In eine geheime Ketzerfeier eindringend, fällt er als Märtyrer. Sein Blut löst den Krieg aus. Innocenz ermächtigt den Legaten Arnald zum Kreuzzug und ernennt Simon von Montfort zum Hauptmann des Heeres. Der Fanatismus dieser beiden und die Zügellosigkeiten der Kreuzfahrer richten Schreckliches an. In der eroberten Stadt Lavaur werden die Kinder und Frauen verbrannt; die gefangenen Ketzer verurteilt Arnald unerbittlich zum Feuertod. Toulouse, das vor dem gleichen Schicksal steht, wird nur durch das Einlenken des jungen Grafen Raymond gerettet. Dieser begibt sich mit seinem Vater nach Rom und berichtet dem Papst. Innocenz ist erschüttert. Das hat er nicht gewollt; aber er sieht klar, daß er, der Urheber des Krieges, schuldig ist.

Auch der deutsche Thronstreit entwickelt sich ganz anders, als Innocenz will, und wiederum nicht ohne seine Schuld. Er hätte von Anfang an den besseren und von der größeren Zahl der Fürsten gewählten Philipp von Schwaben anerkennen sollen; statt dessen entscheidet er sich für Otto von Braunschweig und preßt ihm dabei eine Urkunde ab, worin Otto unter anderem die Lehnshoheit der römischen Kirche über das Königreich Sizilien anerkennt. Gott schenkt jedoch Philipp den Sieg. Der Papst fügt sich und nimmt Philipp an; eine Vermählung seines Neffen mit einer Tochter Philipps soll die stets bedrohte päpstliche Macht in Rom festigen und zugleich die Ehre des eigenen Hauses erhöhen. Philipp hat jedoch vorher — was Innocenz weiß — seine Tochter an Otto von Wittelsbach versprochen. Dieser bringt in seiner Wut Philipp um. Auch den zweiten feingespinnenen Plan sieht also Innocenz von Gott verworfen. Er beruft nun Otto IV., den jetzt von allen Fürsten anerkannten König, nach Rom zur Kaiserkrönung. Aber schon vor der Krönung wird offenbar: Otto und Innocenz denken grundsätzlich anders. Innocenz betrachtet sich als die Autorität, die die geistliche und die weltliche Gewalt in sich vereint und die weltliche Gewalt dem Kaiser als Vasallen weitergibt; Otto hält an der Gottesunmittelbarkeit des Kaisertums fest und fühlt sich in Berufung auf die kaiserliche Weltherrschaft an seinen Eid, Sizilien unangestastet zu lassen, nicht mehr gebunden. Nach der Krönung erfolgt der Bruch: Otto greift Sizilien an, Innocenz schleudert den Bann. Die deutschen Fürsten rufen Friedrich von Sizilien. Er kommt, hat Glück, während Otto, durch den Fluch der Kirche innerlich gebrochen, auf der Harzburg stirbt; ein Abt hat den Mut, ihm durch die Absolution die Last von der Seele zu nehmen. Friedrich II. wird zu Nürnberg zum König erhoben. Aber Innocenz hat nur scheinbar gesiegt; denn Friedrich denkt anders als seine kaiserlichen Vorgänger. Ihm bedeutet die Macht nichts Heiliges mehr, sondern eine irdische, jenseits von Gut und Böse liegende Größe; er trägt die Züge des Antichrists. Der

Papst, von Friedrich auf der Reise nach Deutschland besucht, hat es geahnt; auf seinem Sterbebett erfährt er etwas mehr von dem künftigen Verhängnis. Es bleibt ihm also die Erkenntnis nicht erspart: auch in seiner Kaiserpolitik ist er gescheitert.

Durch zwei Taten hat Innocenz dem Herrn einen Triumph bereiten wollen, wie er noch nicht war: durch die Rückeroberung Jerusalems und durch ein großes Konzil. Dieser letzte Wunsch wird ihm in einem bis dahin unerreichtem Glanz gewährt, aber der Glanz trägt. Diesmal ist freilich der Papst genügend vorbereitet; denn er hat inzwischen erkannt: „Wir siegen niemals. Wir werden besiegt“ (208). Das Gespräch mit dem jungen Raymund von Toulouse unmittelbar vor der Konzilseröffnung, das ihm seine Schuld im Ketzerkrieg zum Bewußtsein bringt, vertieft diese Einsicht. Vom Leiden gereift, den nahen Tod vor Augen, tritt er vor das Konzil und spricht in einer Weise, „als würde er emporgetragen wie die Heiligen über ihrem Grabe“ (220), aufrufend die Christenheit zum wirklichen und zugleich zum geistigen Aufbruch nach Jerusalem, weil „sie nicht mehr zu leben vermag außerhalb der heiligen Mauern“ (218). Damit hat er die Menschen überfordert, sie verstehen ihn nicht. Friedrich II. bemerkt bald voller Hohn: Auch das Konzil „war ein glänzender Fehlschlag“ (269).

Dem vergeblichen Bemühen des Papstes um das irdische Gottesreich steht Franziskus, der Verkörperer des unirdischen Reiches, gegenüber. Innocenz weiß um die große Aufgabe des Heiligen. Vor der ersten Begegnung hat er in einem Angsttraum die Laterankirche einstürzen und einen Unbekannten herbeieilen sehen, der seine schwache Schulter unter den geknickten Pfeiler schiebt und die Kirche rettet. Dieser im Traum erschaute Unbekannte, Franziskus, kommt zu ihm und bittet ihn um die Bestätigung seiner Regel. Innocenz gehorcht dem göttlichen Wink; er erlaubt die neue Lebensweise, obwohl er sie im Grund für unmöglich hält. Der Orden breitet sich aus. Die reinste Nachfolge des Heiligen leistet Elisabeth von Thüringen. Die hohe Frau löst sich von ihrer Herrschaft, weist in Marburg die Brautwerbung Friedrichs II. zurück, verzichtet schweren Herzens auf ihre Kinder und wählt die Armut im Siechenhaus. Und doch sollte Innocenz irgendwie recht behalten: Die Brüder finden das von Franz geforderte Leben der reinen evangelischen Armut unmöglich. Für Elias, ihren Anführer, ist Franz ein Kind, das den Herrn nicht versteht: der Mensch lebt nicht vom Wort allein, sondern vom Wort *und* vom Brot. Franziskus muß weichen; auf dem Gebirge von Alverno ringt er sich zur Ergebung in Gottes Willen durch, fällt in Ekstase und erhält die Stigmata. Er geht zu dem sterbenden Papst und gibt dem von Ketzererscheinungen Bedrängten und von der Sorge um den nicht zustande kommenden Kreuzzug Verzehrten den Frieden zurück.

Das reiche, fast überreiche, in fünf Akten abrollende Geschehen kreist im Grund um Innocenz und Franziskus. Bei aller Gegensätzlichkeit stehen die beiden in einem tiefen Einverständnis. Innocenz ist der Welt des Heiligen geöffnet, Franziskus ehrt in Innocenz die Autorität des kirchlichen Amtes.

Die Bereiche, in denen die beiden wirken, sind freilich grundverschieden. Für Franziskus, den Verkünder des reinen, unirdischen Gottesreiches, gibt es letztlich keine tragischen Konflikte. Die Brüder, die den Orden in der Welt einrichten wollen, bereiten ihm zwar Schmerz, aber auch dieses Leid löst sich in dem mystisch Entrückten und von den Wundmalen des Herrn Beschenkten wie von selbst auf. Innocenz dagegen, durch sein Amt in die Sichtbarkeit der Welt hineingestellt, hat die komplexe Gegensätzlichkeit der christlichen Existenz voll und ganz auszutragen. Denn „alles, was in der Welt geschieht, er eignet sich in seiner Seele. Und noch mehr: auch das Vergangene und Zukünftige. Er lebt nicht wie andere. Er lebt ein Jahrhundert . . . Die Welt ist die Kerze — und wahrlich nicht aus edlem Wachs, sondern aus höchst unreinem Talg. Er muß die Flamme sein“ (9f.). Daß er trotz seiner Gebundenheit an die Welt Franziskus versteht, daß er seine Regel bestätigt, weil er sich nicht für befugt hält, einem Menschen zu verbieten, „wortwörtlich zu leben nach dem Wort Jesu Christi“, verrät Größe: „Möge Gott uns und unsere Nachfolger schützen vor dem Glauben, diese furchtbare Verwirklichung des Wortes müsse einmal verboten oder eingeschränkt werden“ (92). Zwar spürt er qualvoll, wie Franziskus den Grund erschüttert, auf dem das Papsttum steht: „Wer rückt das Wort Christi von der Stelle, daß es unter den Seinen nicht sein solle wie unter denen, die Macht üben? Wo ist dann Macht? Wo ist sie in seinem Reiche? Dann hätte er alle Macht aufgezehrt und an sich genommen“ (92). Aber er bleibt dabei: Franziskus „soll seinen Ort in der Kirche haben — eben *jetzt*. Es darf nicht sein, daß die Kirche diesen Ort nicht hat“ (92).

Innocenz ist nicht auf die Macht versessen. Im Gegenteil, er hat in seiner Jugend ein Werk voller Weltverachtung geschrieben und ist dieser Haltung treu geblieben. Nach dem Streitgespräch mit Otto IV. am Vorabend der Kaiserkrönung berät er sich mit Kardinal Cencio und legt ihm die entscheidende Frage vor: Selbst wenn die kurialen Territorialforderungen, wie ihm der alterfahrene Cencio versichert, auf verbrieften Rechten beruhen, soll er Otto nicht doch zu Willen sein, soll er ihm nicht die Kaiserkrone ohne Tribut gewähren? „Wer beweist, daß sie nicht des Kaisers ist, die Weltkrone, Cencio, die runde irdische Gewalt?“ (119). Wenn er, der Papst, auf alles verzichtete, auch auf Sizilien, — „das wäre der Sieg: daß ich den Kaiser krönte, arm, wie ihn Petrus krönen würde, arm und frei . . . der Sieg würde die Welt ins Herz treffen; er wäre Zeugnis, Blitz *der Macht*, um die es eigentlich geht, — und die nur stürzt Satan“ (121). Der fromme und doch nüchtern sehende Kardinal wehrt ab: „Gehst du dahin zurück, wo Petrus ging, so stürzt ein Jahrtausend zusammen.“ „Es ist nicht Sache des Menschen, das Feuer in Gottes Haus zu werfen.“ „Das Amt ist auf die Welt gewendet und hat die Gestalt der Welt.“ Petrus ist „der Gefangene der Könige und seiner selbst; der Gefangene Sions, dem Erlösung verheißen ist; das Opfer der Welt“ (120f.). Und dann, als Innocenz weggegangen: „Herr, es ist der Schein Deiner Macht, der den Papst versucht. Er möchte sein wie Du“ (122).

Innocenz nimmt die Last des Amtes auf sich; schon den nächsten Morgen bei der Krönung weiß er: „In mir sammelt sich die Gewalt; sie wird zum Blitz, der den Aufsässigen aus dem Sattel wirft; sie bleibt Gnade, wenn er gehorcht“ (129). Aber er bleibt dabei der Priester, der Vater. Nach der Feier mahnt er Otto zum Abschied, ja er bittet ihn inständig, die Grenze zu achten; denn „ich bin dein Vater. Ich möchte die volle Garbe einbringen, wenn ich gerufen werde“ (133). Am ergreifendsten tritt das Priesterliche und zugleich Menschliche zutage im Gespräch mit dem jungen Raymund. Im Urteil über den furchtbaren Ketzerkrieg erspart sich der Papst nichts: „Wer das erlitten hat, Raymund, genest niemals mehr“, und dann sehr leise, abgewandt: „Dein Land soll vergeben, was ihm angetan wurde. Ich bitte dein Land“ (210f.). Das teuerste Andenken, das er besitzt, gibt er Raymund zum Schutze mit: das schlichte Kreuz seiner verstorbenen Mutter; denn „ich habe dich lieben gelernt, wie ich noch keinen Menschen liebte“ (211). Und mit dem beschädigten Kreuz, das Raymund aus dem Schutt der verbrannten Kirche von Lavaur gezogen und dem Papst überreicht hat, mit diesem Feuermal seiner Schuld auf dem Herzen, tritt Innocenz vor das Konzil.

Wie tragisch wird hier das Bild des Papstes gezeichnet!⁵ Sein reines Wollen ist an die Macht gebunden. Kann er doch den „Triumph des auferstandenen Weltenkönigs“, der seine Sendung ausmacht (215), nicht verwirklichen, ohne daß er sich auf die Welt einläßt, ihre Mittel gebraucht und Macht einsetzt. Aber die Macht ist stärker als sein guter Wille, sie nimmt ihn in Zwang und führt ihn in die Schuld. Am furchtbarsten offenbart es der Ketzerkrieg. Um den Glauben der ihm anvertrauten Herde vor der Zersetzung zu schützen, bedient sich Innocenz des weltlichen Schwertes, läßt Blut vergießen für das Evangelium und für die Kirche. Die Dämonie der Macht tut ihr Übriges, sie verkehrt Licht und Finsternis: Die Christen, vom Fanatismus gepackt, wüten und morden wie Satanskinder, die in der Irrlehre, in der Finsternis Stehenden sterben sozusagen wie Heilige. Ein Evangelium, das solche Früchte trägt, muß es nicht unglaublich werden? Haben die Ketzer nicht recht, wenn sie im Widerschein des Feuers dem Legaten sagen: „So weit die Sonne von der Erde, ist euer Tun von eurem Wort. Die Hure von Babylon berauscht sich in Blut?“ (141f.). Noch im Sterben verfolgt den Papst eine Ketzererscheinung mit dem Vorwurf: „Ihr habt wortwörtlich bewiesen, daß die Kirche die Hölle ist“ (275). Was Innocenz in seiner letzten Stunde rettet, sind nicht seine Taten, eine ausgenommen, nämlich der Entschluß, Franziskus einen Ort in der Kirche einzuräumen. Dieser mit den Wundmalen des Gekreuzigten Gezeichnete vertreibt die Ketzererscheinung und öffnet dem Sterbenden den Blick auf das wahre Gottesreich. Die Verwaltung des Amtes durch Innocenz führt den älteren Raymund von Toulouse zu der verzweifelten Überlegung: „Er ist Christi verordneter Statthalter. Aber wer

⁵ Vgl. zum Folgenden auch *H. U. v. Balthasar*, Reinhold Schneider. Sein Weg und sein Werk, Köln-Olten 1953, Hegner, S. 208—219.

wagt zu sagen, daß Christus in seinem Statthalter ist? Die Vollmacht ist nicht der Herr.“ Darauf sein Sohn: „Wie soll ich den Widerspruch tragen, daß Christus nicht sein soll, wo seine Kirche ist?“ (149).

Auch die Kaiserpolitik des Papstes ist in Schuld getaucht. Es ist Schuld, wenn er Philipps zwar halbes, aber stärkeres Recht mißachtend Otto in den vergeblichen blutigen Kampf schickt. Er ist mitschuldig an Philipps Ermordung, da er von Philipps vorher gegebenem Heiratsversprechen wußte. Er verlangt von Otto den Verzicht auf Sizilien und setzt dadurch den Kaiser in Widerspruch zu seinem Amt. Weil Otto sich verpflichtet fühlt, das Recht des Kaisertums auf Sizilien geltend zu machen, kann er die Rechtmäßigkeit des Banns und den Verlust der Krone nie anerkennen, selbst im Tode nicht, wenn auch seine Frömmigkeit ihn an dem vom Papst geschaffenen Widerspruch zerbrechen läßt: „Ich kann die Krone nicht lassen und die Seele nicht verlieren“ (182). Und so knirscht er unter seinem Peiniger, „dem blutgie-rigen Lamm in Rom“. „Es ist ein abgründiges Wort, daß Gott auch in der Hölle ist. Er ist es im Grimm und Zorn, und deren Gestalt ist der satanische Zuchtmeister“ (252). Mit der Vernichtung Ottos hat jedoch Innocenz, ohne es zu wollen, das heilige Kaisertum vernichtet. „Der die Krone jetzt tragen wird, gleitet dem Fischer durch die Maschen. Der Kaiser ist tot“ (260). Denn Friedrich II. wird sich von dem Widerspruch, an dem Otto zerbrochen ist, nicht zerbrechen lassen. Er zieht aus dessen Schicksal die teuflische Konsequenz: „Ist es zu begreifen, daß herrschgewaltige Männer Jahrhundert um Jahrhundert, vom Vater zum Sohn wollen, was widersinnig ist: eines Reiches zu walten, in dessen Namen, der sein Reich ausdrücklich von der Welt ausnahm? Und an dieser Spitze verbluten sie samt den Völkern. Alle tragen sie einen Dorn der himmlischen Leidenskrone im Herzen, und die Priester verstehen es trefflich, auf diese Stelle zu drücken. Nein! Wer die Erde herren will, muß vollkommen frei sein. Der eiserne Stab ist alles“ (268).

Innocenz unterliegt ständig der Macht. Einmal betet er: „Wo Dein Wille ist, muß Macht sein, wo Heiliges, Glanz. Ist es nicht gesagt, daß die Heiligen herrschen werden auf Erden? Dann, Herr, setze die in Kraft, die den Heiligen den Weg bereiten. Dann laß nicht zu, daß die Krone des Apostels verschattet wird . . . Handle nicht wider mich, mein Gott! Handle in mir!“ (86). Das Gebet ist nicht erhört worden. Durch die demütigenden Erfahrungen belehrt, wendet Innocenz seinen Machtbegriff immer mehr ins Geistige, läßt sich jeweils tiefer in das Geheimnis des Leidens, in die Bereitschaft zum Selbstopfer hineinführen, aber das angestrebte Ziel vermag er nicht zu ändern. Daher steht selbst seine erschütternde Konzilsrede im Zwielficht. Ein Abt faßt sie nachher zusammen: „Wunderbar! Aber die Frage bleibt: Wo ist das Reich Gottes? Ist es Herrschaft? Ist es nur Zeugnis? Ist es Ordnung? Ist es nur Glaube? Oder nur Opfer?“ (220). Erst im Sterben, da sich die irdische Aufgabe vom Papst löst, wird sein Blick ganz frei. Mit dem Mantel der heiligen Armut zugedeckt, sagt er zu Franziskus: „Nun sehe ich die Nägel in deinen Händen und Blut an deiner Brust. Du bist das Reich. Du allein“ (281).

So sehr Innocenz im Mittelpunkt steht, auch die anderen Personen, nicht nur Franziskus, auch Elisabeth, die Ketzer, Philipp, Otto, und wie sie sonst heißen mögen, haben Entscheidendes zu sagen. Wir können es hier nur andeuten: Eine jede von ihnen erfährt auf ihre Weise, was der Papst erfährt: den Widerspruch und fast immer auch das Schuldigwerden. „Im Drama“, schreibt Schneider, „hat jeder Spieler ein unvergleichliches Recht der Existenz, steht jede Gestalt in ihrem eigenen Koordinatensystem. Das Verkörperte hat recht — und doch hat niemand recht im letzten Sinn; kein Spieler ist Herr der Bühne; die Verkörperung kann nur geschehen in einer von Anfang verfallenen Welt.“⁶

Für Schneider ist dies mehr als ein künstlerisches Gesetz, es enthält seine Weltanschauung; er „kann Geschichte nur noch begreifen in Komplexen und Gegensätzen“.⁷ „Das ist ja das Furchtbarste, daß wir keinen Faden, auch den dunkelsten nicht, aus dem Teppich ziehen können; . . . daß die Welt untergeht in die Schuld Aller und diese Schuld gerichtet wird.“⁸ „Geschichtswelt ist Verdammnis“;⁹ „Geschichtszeit ist Seine (Christi) Agonie“;¹⁰ denn sie enthüllt sich in der „Gleichzeitigkeit einander widersprechender, vernichtender und doch aufeinander angewiesener, verketteter Notwendigkeiten“, in einem „furchtbaren Zusammenfall, über dem Gott gehnt, verehrt werden kann: der unbegreifliche, nicht aussagbare Gott“.¹¹ Ein Licht leuchtet freilich in diesem Dunkel: „Der Zusammenstoß der Notwendigkeiten, das ist das von Anfang gegenwärtige Kreuz, das ‚Wasserzeichen der Schöpfung‘ nach einem Wort Urs v. Balthasars.“¹¹ Im Sieg des Kreuzes öffnet sich der tragische Kreis, im Sterben Christi an unserem Leibe erblüht Hoffnung, im Glauben an das Kreuz liegt beschlossen, was sich in der Geschichte nicht erfahren läßt: die Barmherzigkeit und Liebe Gottes des Vaters.

Stimmt dieses von Schneider vorausgesetzte Grundgesetz der Geschichte, dann gilt es natürlich auch für die Geschichte der Kirche und in besonderer Weise für die des Papsttums; in Rom, wo sich die Fülle der geistlichen Gewalt zusammenballt, muß dann die tragische Gegensätzlichkeit der menschlich-christlichen Existenz in ihrer vollen Schwere durchgelitten werden. Weil Schneider diese seine Anschauung am Beispiel Innocenz' III. so unerbittlich wie möglich herausstellen wollte, hat er das wirklich Geschehene da und dort dramatisch zugespitzt, bisweilen wohl in größerem Ausmaß, als ihm bewußt wurde. Die Ketzer läßt er schon unter Innocenz zum Feuertod verurteilen, obwohl die entsprechenden Gesetze erst von Friedrich II. seit 1220 erlassen worden sind. Im Sinne von gehässigen, unglaublichen Streitschriften des 13. Jahrhunderts verleiht er Friedrich II. die dämonischen Züge des Antichrists, nimmt also eine Entwicklung hinein, die später als Folge des schon in Friedrich aufscheinenden Säkularisationsprozesses zu Machiavelli, zur Idee der Staatsraison und schließlich zum totalitären Machtstaat geführt hat.

⁶ Verhüllter Tag (s. o. Anm. 1) S. 219.

⁸ Ebd. S. 39.

⁹ Ebd. S. 224.

⁷ Ebd. S. 218f.

¹⁰ Ebd. S. 131.

¹¹ Ebd. S. 219.

Philipp von Schwaben und Otto IV. sind auf eine ideale Höhe gehoben, um die Gegensätzlichkeiten, die den Papst schuldig werden lassen, zu verstärken.¹²

In Wirklichkeit ist Philipp zu Beginn seiner Regierung unter dem Einfluß seiner Parteigänger dem Papst mit derselben beleidigenden Schärfe, mit denselben Ansprüchen gegenübergetreten wie sein Vater und Bruder: Friedrich Barbarossa und Heinrich VI. Und als er sogar vermittels Markward von Annweiler nach Sizilien griff, gab es für Innocenz keine andere Möglichkeit: er mußte Philipp die Kaiserkrönung verweigern.¹³ Die zweite, mit der Ermordung Philipps zusammenhängende Schuld, die der Dichter dem Papst aufbürdet, läßt sich zum mindesten nicht beweisen; der Heiratsplan ist zwar (reichlich unsicher) bezeugt, aber wir wissen nicht, ob ihn Innocenz angeregt, und noch weniger, ob er die fragliche, vorher eingegangene Bindung Philipps gekannt hat. Auch der Kampf des Papstes mit Otto IV. stellt sich der heutigen Forschung anders dar. Ottos Angriff auf Sizilien erscheint bei Schneider als Pflicht des Kaiseramts, so daß der vom Papst geschleuderte Bannstrahl, vom Standpunkt der Kirche berechtigt, den tragischen Konflikt enthüllt. In Wirklichkeit hat Otto Sizilien sicher nicht in dem Sinne gefordert, als ob ihm, dem Kaiser, das Recht auf Unterwerfung aller Länder, also auch Siziliens zustehe; er stützte sich vielmehr auf einen veralteten und in dieser Form nie verwirklichten, mit dem langobardischen Königtum zusammenhängenden Rechtsanspruch, der seit dem Erwerb Siziliens durch Heinrichs VI. Heirat wieder stark aufgelebt, aber gegenüber Friedrich, Heinrichs Sohn und legitimem Erben Siziliens, nicht zu vertreten war. Sein Angriff war nichts anderes als der brutale Eroberungszug eines machtgierigen Draufgängers.

Der zweite prinzipielle Gegensatz, den Schneider zwischen Innocenz und Otto aufbaut, ist gleichfalls nicht vorhanden: Innocenz hat den Kaiser keineswegs als seinen Vasallen angesehen; er hat nicht gemeint, er verleihe die Kaisergewalt, er leitete sie vielmehr — wie Otto — direkt von Gott her. Gerade hier, in der Frage des Verhältnisses zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt, ist Innocenz genau den umgekehrten Weg gegangen, den ihn Schneider gehen läßt. Er hat nicht die Widersprüche des Lebens aufgerissen und sie in diesem Zwiespalt belassen, sondern hat sich in ernster gedanklicher Arbeit um ihre Versöhnung bemüht; seine großartige, um strenge Gerechtigkeit ringende Synthese verdient noch heute Bewunderung. Bei dem historischen Innocenz wäre das gedichtete zerquälte Gespräch mit Kardinal Cencio

¹² Zum Folgenden vgl. zwei Werke, die Schneider nicht mehr einsehen konnte: *H. Tillmann*, Papst Innocenz III., (Bonner Historische Forschungen 3) Bonn 1954, Röhrscheid; *F. Kempf SJ*, Papsttum und Kaisertum bei Innocenz III. Die geistigen und rechtlichen Grundlagen seiner Thronstreitpolitik, (Miscellanea Historiae Pontificiae 19) Rom 1954, Pont. Università Gregoriana.

¹³ Eine Schuld des Papstes vermag ich hier nicht einzusehen; *Tillmann*, a.a.O. S. 83 bis 107, denkt freilich etwas anders.

undenkbar gewesen. Seine auf Glauben und Denken gegründete Sicherheit bewahrte ihn vor dem Schuldkonflikt, in den ihn Schneider führt.

Diese Feststellungen sollen und können keine Kritik sein. Schneiders Werk ist eine Dichtung und steht daher unter dem Gesetz des künstlerischen Ausdrucks. Nicht auf historische Treue kommt es an, sondern auf Kraft der Gestaltung.¹⁴ Die Aussage des Dichters geschieht in Bild und Gleichnis. Die Frage kann nur lauten: Ist das, was Schneider vorlegt, in einem höheren, jenseits der historischen Einzelheiten stehenden Sinne wahr? Ist Geschichtszeit Agonie? Wird die Kirche, werden die Päpste dermaßen in den Antagonismus hineingezogen, daß sie notwendig in Schuld geraten?

Denn das ist doch wohl Schneiders Überzeugung. Am deutlichsten offenbart er sie in dem Gespräch des Papstes mit Cencio. Der Kardinal hat recht: Unter dem scheinbar hochherzigen Gedanken des Papstes, im Verzicht auf allen Besitz „die Verschwörung der Könige, die der Erzverschwörer Konstantin angezettelt hat“ (118), zunichte zu machen und in der evangelischen Armut die Freiheit zu gewinnen, verbirgt sich eine doppelte Versuchung: der vermessene Wunsch, sein zu wollen wie Christus, und zugleich die Flucht vor dem Kreuz, das das an die Welt gebundene Amt jedem Papst auferlegt. Innocenz entrinnt nicht der Tragik. Die Leitung der sichtbaren Kirche auf Erden verlangt Macht; ohne sie kann das Recht der Kirche nicht zur Geltung gebracht werden. Macht aber will sich behaupten, will siegen und triumphieren. So stößt die Kirche mit Mächten zusammen, die im irdischen Bereich stärker sind als sie. Schneider folgert daraus: „Die Kirche ist der Ort der Freiheit, aber gebunden an die Spottsäule der Macht. Sie sucht den Triumph des Auferstandenen zu verkörpern. Aber wahrer Triumph ist die Verspottung.“¹⁵ Diesen unvermeidlichen, mit der Existenz der Kirche gegebenen Widerspruch läßt Schneider den Papst erfahren. Innocenz will dem Herrn einen Triumph bereiten, wie er noch nicht war, — und alle seine Bemühungen scheitern letztlich; tief gedemütigt, schreitet er von Niederlage zu Niederlage und von Schuld zu Schuld.

Der Grund für sein Schuldigwerden ist teils historischer, teils metahistorischer Natur. Im Mittelalter waren Kirche und Welt so eng verflochten, daß die Macht des Papstes über den rein geistlichen Bereich hinaus sich auch im Raum des Irdischen ausbreitete. Innocenz war Herr eines souveränen Staates, und seine Stellung an der Spitze der Christenheit gab ihm die Möglichkeit, sogar das weltliche Schwert für die von ihm verfolgten Ziele einzusetzen. Selbst wenn man von der ständigen Versuchung absieht, bei einer sol-

¹⁴ Es ist nicht so, als ob Schneider einfachhin fabulierte; er hat die Quellen und die Literatur studiert. Was er aber daraus entnahm, mußten Geist und Phantasie ergreifen und formen. So sind weiter auseinanderliegende Ereignisse zusammengelegt (Elisabeth z. B. war zur Zeit Innocenz' III. ein noch unentfaltetes Kind), Handlungen erdichtet worden usw. Wie könnte es sich bei einem Kunstwerk anders verhalten? Historisches und Unhistorisches sind eine untrennbare Einheit eingegangen.

¹⁵ Verhüllter Tag, S. 217.

chen Machtfülle das geistliche Schwert für weltliche Zwecke, das weltliche für geistliche Zwecke zu gebrauchen, für Schneider liegt in *jedem* Zusammengehen der Kirche und des Staates eine unlösbare Problematik: „Die politische Macht wird die Kirche Jesu Christi niemals schützen, ohne sie zu mißbrauchen. Die Kirche wird den Staat nie anerkennen, ohne die Botschaft abzuschwächen. Der Staatsmann, auch der gläubige, wird nie den Herrn in ihr ansprechen, sondern die Macht.“¹⁶

So viel Wahres auch Schneiders Aussagen enthalten, man wird den Eindruck nicht los, daß er Probleme heraufbeschwört, die er nicht bewältigen kann. Eine eingehende Auseinandersetzung mit seiner tragischen Weltanschauung führte hier zu weit. Sie ist obendrein schon von Urs v. Balthasar geleistet worden, und zwar in einer Weise, die einführendes Verstehen, kritischen Abstand und förderndes Weiterdenken vorbildlich verbindet.¹⁷ Wir dürfen uns daher kurz fassen.

Schneider hält sich an die Geschichte, und da geht es freilich gegensätzlich zu; aber er hat die Neigung, die dort erlebten Gegensätze vorschnell zu verabsolutieren. Wer ins Absolute vorstoßen und sich ihm wenigstens nähern will, kann der Philosophie nicht entraten; Schneider gesteht jedoch selbst, daß er zeitlebens mit Philosophie nichts anfangen konnte. Seine Deutungen befriedigen nicht ganz. Nach katholischer Anschauung ist nämlich der Boden, auf dem die Kämpfe der Geschichte ausgetragen werden, keineswegs notwendig in solche Gegensätze gespalten, wie Schneider annimmt: Das Sein ist nicht tragisch, auch nicht das Verhältnis von natürlichem und übernatürlichem Sein. Die Schöpfungsordnung der Welt ist nicht tragisch; selbst der Sündenfall hat ihre Wesensstruktur nicht so erschüttert, daß sie einfachhin ihre tragende Kraft verloren hätte. Die Macht, das Zentralproblem Schneiders, gründet fest auf diesem Boden, nämlich auf der Wesensstruktur des Menschen. Irdische Macht, staatliche Autorität sind also nicht nur nicht böse, was Schneider zugibt, sondern an sich gut; doch dazu hat sich Schneider noch nicht durchgerungen. Das gilt sogar — hier dürfte Schneider aufbegehren — für den mit der erbsündlichen Ordnung notwendig gewordenen Zwangscharakter der Macht und für das Recht auf die Waffe im Fall berechtigter Abwehr. Zur katholischen Weltanschauung gehört die Lehre von der Analogie des Seins; sie läßt nicht zu, daß der Mensch in den Widerspruch zwischen Gott und Welt hineingestellt und so notwendig schuldig wird.

Für die Kirche und das Papsttum folgt daraus: Einsatz von Macht durch die Kirche bedeutet keinen Widerspruch mit der Tatsache, daß sie die Gnade zu verwalten hat und unter dem Gesetz des Kreuzes steht. Ganz abgesehen von der geistlichen Gewalt, die ihr Christus zum Gebrauch anvertraut hat,

¹⁶ Ebd. S. 153.

¹⁷ Siehe o. Anm. 5; zum Folgenden vgl. vor allem S. 95—118; 130—135; 186—200 (die dort gegebene Analyse des kirchlichen Amtes muß ich leider übergehen).

muß die Kirche nicht notwendig in Gegensatz zu sich selbst geraten, wenn sie zur Sicherung ihrer Aufgabe weltliche Rechte erwirbt oder sich mit der weltlichen Gewalt verständigt; denn Recht, Staat, irdische Macht sind an sich gut. Anerkennung des Staates kann zwar unter Umständen die Kraft der Frohbotschaft mindern — sie hat es nicht selten getan —, aber sie muß es nicht; im Gegenteil, sie kann sie genau so gut stärken. Christus hat die Apostel, die Amtsträger der Kirche, in die Welt gesandt, damit sie die Völker lehren, sie taufen und sie halten heißen, was er befohlen. Ihre Sendung in die Welt will doch offenbar, daß sie mit den Mächten in Berührung kommen sollen. Das Wort des Herrn „hätte den Dienenden nicht auf den Weg des Amtes gesetzt, wenn dieser Weg notwendig zur Schuld führen müßte.“¹⁸

Einer Klärung bedarf weiter das Verhältnis der Kirche zum Kreuz und zur Auferstehung des Herrn. Sicher ragt schon in diese Welt etwas vom Sieg des Auferstandenen hinein; insofern verkörpert die Kirche den Triumph des Herrn. Aber die Verkörperung des gekreuzigten, auferstandenen und erhöhten Herrn gehört doch wohl zunächst der sakramentalen und gnadenhaften Ordnung an. In der geschichtlichen Ordnung gilt für die Kirche einfachhin die Nachfolge des irdischen Lebens Christi, des Menschensohns der Evangelien mit dem bitteren Ende am Kreuz. Dies will jedoch, wie Balthasar gut herausstellt, richtig verstanden sein. Christus hat 33 Jahre gelebt, und nur ein Tag füllte sein Leiden aus. Vorher, da die vom Vater festgesetzte Stunde noch nicht gekommen, ist er den Verfolgern ausgewichen und hat dem Volk Israel das Gottesreich gepredigt. „Nicht immer, auch für die Kirche nicht, ist Stunde des Leidens; es gibt — und vielleicht ist sie länger — die Stunde des Ausweichens. In dieser längeren Stunde lebt die Kirche unter den Gemeinschaften dieser Welt.“¹⁹ Denn die Kirche ist zu den Völkern gesandt, das Evangelium zu verkünden. Das ist ihre eigentliche Aufgabe. Das Leiden wird ihr dabei nicht erspart bleiben; „dennoch hat der Herr die Seinen aus seiner Allmacht nicht darum zu den Völkern gesandt, damit sie leiden und untergehen, sondern damit die Völker das Licht sehen und sich bekehren. Leiden und Untergang sollen im Dienste des Zeugnisses stehen; nicht umgekehrt.“²⁰

Dennoch fühlt sich jeder erschüttert, der Schneiders Drama offenen Herzens liest. Dürfte den Dichter auch sein Hang zum Dunklen und Schweren „die Ordnung des weltlichen und des geistlichen Schwertes in einer Gebärde beklagen lassen, die weder Gott der Schöpfer in seiner Schöpfung noch Gott Sohn in seiner Erlösung zeigt“,²¹ im konkret geschichtlichen Raum, dem Ort des Kampfes zwischen Licht und Finsternis, stehen Natur und Übernatur, Macht und Gnade, Staat und Kirche, kirchliche Autorität und Einzelgewissen und vieles andere oft nicht in gottgewollter fruchtbarer Spannung zueinander, sondern in tödlichem Kampf gegeneinander. Und gerade jene eigenar-

¹⁸ H. U. v. Balthasar, a. a. O. S. 200.

¹⁹ Ebd. S. 193.

²⁰ Ebd. S. 199.

²¹ Ebd. S. 196.

tige Verflechtung von Kirche und Welt, jenes Wesensmerkmal abendländischer Geschichte, hat tatsächlich nicht wenig Unheil angerichtet. Allzu oft sind Päpste oder Staatenlenker der Versuchung erlegen, Geistliches oder Weltliches für ihre Machtzwecke zu mißbrauchen. Es braucht nicht immer persönliche Schuld vorzuliegen. Jeder Mensch ist Kind seiner Zeit, und jede Zeit ist mit Mängeln behaftet. So haben die Menschen des gläubigen Mittelalters bisweilen Taten verübt, vor denen uns heute schaudert. Der Ketzerkreuzzug Innocenz' III. gehört dazu; Schneider hat recht, wenn er unbarmherzig auf diese Wunde den Finger legt. Gewiß können wir die Entscheidung des Papstes aus seiner Zeit heraus verstehen, aber das hilft uns nicht über die Tatsache hinweg, daß eine glaubensfrohe Zeit, ein tief religiöser Papst, wie es Innocenz zweifellos war, den Geist des Evangeliums dermaßen verkehren konnten.

Wir müssen Schneiders Mut haben und uns dem Irrtum stellen, dem die Christenheit zu allen Zeiten ausgesetzt und dem sie damals erlegen ist: Man hat der Ungeduld nachgegeben und das Gottesreich sozusagen hier auf die Erde verpflanzen wollen; in einem irdischen Gottesreich konnten freilich die Ketzer als Hochverräter erscheinen. Und Innocenz selbst — wiederum müssen wir Schneider zustimmen — trachtete tatsächlich, in der von ihm geleiteten Kirche und Christenheit so etwas wie den Triumph des auferstandenen Herrn zu verkörpern. Das Herrscherliche, sosehr er es als Dienst verstand, überwog bei ihm das keineswegs fehlende Priesterliche. Wenn schon ein so hochgesinnter, um die gottgesetzte Ordnung ehrlich bemühter Papst wie Innocenz III. dem Geist der Zeit seinen Tribut zollte, um wie viel mehr mußten ihm weniger hochgesinnte Amtsträger zum Schaden des Evangeliums unterliegen.

Das Mittelalter ist tot. Aber auch Vergangenheit ist mächtig, sie lebt in uns weiter. Es genügt daher nicht, sich gedankenlos vom Strom der Zeit forttragen zu lassen; die Vergangenheit will innerlich verarbeitet sein. Haben wir das, was vom Mittelalter zu überwinden war, wirklich überwunden, so überwunden, daß dieser wichtige Abschnitt christlicher Vergangenheit im Bewußtsein der heutigen Gläubigen verwandelt, geläutert, überhöht und damit „aufgehoben“ ist? Doch nicht nur das Mittelalter steht in Frage; denn die Probleme, die dort zu bewältigen waren, sind zu einem großen Teil auch unsere Probleme. Zu allen Zeiten muß die Kirche um ihr rechtes Verhältnis zur Welt ringen. Immer steht sie dabei vor der Notwendigkeit, in stetem Abschied sich dem neuen Anruf Gottes zu stellen. Mit Recht bemerkt Schneider: „Die Kirche verwächst mit dem Gehalt, der Gestalt der Zeiten. Es ist ihre Jugend — und zugleich das Geheimnis der Geschichte —, daß sie herausgetrieben wird aus den Zeiten, mit denen sie verwachsen mußte, daß sie gezwungen wird, sich zu befreien.“²² Die festgefügte Form der Kirche, dieses tröstliche Zeichen ihrer göttlichen Sendung, darf nicht dazu führen, daß

²² Verhüllter Tag, S. 173.

wir es uns bequem machen und der Dinge warten, die da kommen. Die geschichtliche Wende, worin wir heute stehen, verlangt gespanntestes Hinhorchen auf das, was Gott will. Hier vermag Schneider viel zu sagen. Wenn er uns im Aufzeigen der Widersprüche, wie sie sich tatsächlich auf dem Feld der Geschichte ausgewirkt haben, aufrüttelt und das Gewissen schärft, so müssen wir ihm dankbar sein, auch wenn uns sein Wort in einem allzu dunklen, tragisch beschwerten Ton erreicht.

Arbeit und Muße

OSWALD VON NELL-BREUNING SJ

Arbeitszeitverkürzung, um mehr Freizeit zu gewinnen, lautet die übliche und zweifellos berechnete Forderung. Aber bereits das Aktionsprogramm des DGB, das als ersten Punkt „kürzere Arbeitszeit“ fordert, stellt diese Forderung der organisierten Arbeitnehmerschaft in einen umfassenderen Zusammenhang. Gewiß wird an erster Stelle darauf hingewiesen, „zur Auffrischung der erschöpften Kräfte reich(t)en die Ruhezeiten nicht mehr aus“, wozu bereits zu bemerken ist, daß immerhin Ruhezeit und Freizeit des gewöhnlichen Sprachgebrauchs auch schon nicht ganz dasselbe sind, wie die Tatsache beweist, daß viel Betriebsamkeit sich der „Freizeitgestaltung“ zuwendet, dagegen wenigstens bisher von „Ruhezeitgestaltung“ noch nicht geredet wird; die Ruhezeit darf sich noch schüchterne Hoffnung machen, in Ruhe gelassen zu werden; sie „gestalten“ zu wollen, hieße ja in der Tat, sie erschlagen. Unmittelbar anschließend folgt im Aktionsprogramm der Satz: „Die soziale und sittliche Grundlage des Familienlebens ist bedroht“; damit ist zum Ausdruck gebracht, die Verkürzung der Arbeitszeit solle dem Familienleben, zunächst und unmittelbar offenbar durch mehr Zeit zum Beisammensein mit der Familie, zustatten kommen. An letzter Stelle aber — offensichtlich ist die Reihenfolge als Steigerung angelegt — heißt es: „Die Verkürzung der Arbeitszeit hat ... auch große kulturelle Bedeutung“, was damit begründet wird, „in der Zeit der Hast und Unruhe (sei) es unerlässlich, dem Menschen wieder die Zeit zu geben, zu sich selbst zu finden“. Damit ist in der Tat das Entscheidende gesagt: der Mensch bedarf der Ruhe, um zu sich selbst — und als Christen fügen wir hinzu: — und zu seinem Gott zu finden. Diese Zeit, die dem Menschen zu Gebote steht oder doch zu Gebote stehen soll, um aus der Hetze und dem Trubel sich zu lösen und zu sich selbst zu kommen, zutiefst in seinem Inneren zweisam mit seinem Gott zu sein, diese Zeit führt nicht die Bezeichnung „Freizeit“; wir nennen sie vielmehr „Muße“.